

Die Milde ist bloß Masche

Das Mozartjahr macht's möglich: Fünf Opernhäuser zeigen „La clemenza di Tito“ – und die spannendste Inszenierung sieht man in Oldenburg



Foto: Jörg Landsberg

STEFAN KEIM

Immer noch gibt es Vorurteile gegenüber Mozarts vorletzter Oper, „La clemenza di Tito“ sei ein Rückfall in die steife *opera seria* nach den epochalen Werken mit Lorenzo da Ponte, ein Auftragswerk, ein Brotjob gar, halbherzig ausgeführt, vielleicht sogar vom Schüler Franz Xaver Süßmayr vollendet. „Puppen“ nannte Albert Einstein die Charaktere und vermochte nichts Lebendiges an ihnen zu entdecken. Was alles in dieser geschmähten Oper steckt, haben nach Aachen am Saisonbeginn fünf deutsche Opernhäuser überzeugend herausgearbeitet.

1 | Der Hofstaat als Partygesellschaft, doch dem lockeren Treiben ist keinesfalls zu trauen: Szene aus Anthony Pilavachis Inszenierung am Staatstheater Oldenburg mit Katerina Hebelkova (Sesto), Marcia Parks (Vitellia), Alexia Basile (Annio) und Anja Metzger (Servilia).

► Oldenburg: Die Entstehung des Faschismus

Vor der Pause stehen römische Vasen auf der Galerie des Bühnenbildes, nach der Pause liegen dort abgeschlagene Köpfe. Regisseur Anthony Pilavachi zeigt eine beängstigende Entwicklung. Erst ist alles noch Spielerei, fast könnte der Hofstaat eine Partygesellschaft sein, die heute mal Römer spielt. Man versucht, den anderen zu manipulieren, löst ein paar Seelenqualen aus, aber richtig ernst wird es, wenn Tatjana Ivshinas Bühnenbild wie ein Menschenleib aufbricht und plötzlich alles voller Blut und Wunden ist. Nicht nur Titus wird zum faschistoiden Diktator, fast alle Untergebenen verwandeln

sich in eine dekadente, triebgesteuerte Horde.

Pilavachi gelingt es, diese Entwicklung nachvollziehbar zu erzählen. Dabei behalten die Bilder erschreckende Wucht. Das Staatstheater Oldenburg zeigt die beste Inszenierung der „Clemenza di Tito“, weil sie ebenso ungewöhnlich wie durchdacht ist. Grandios ist allein schon die Entwicklung der Kostüme. Übertollend singt und spielt Katerina Hebelkova den Sextus, leidenschaftlich wirft sie sich in jede Szene und bewältigt Melodien und Koloraturen mit einer bestaunenswerten Mühelosigkeit. Schauspielersich ebenso glaubwürdig und stimmlich wandlungsfähig gestaltet Rolf Romei den Titus. Dirigent Alexander Rumpf entwickelt einen subtilen, vielschichtigen Mozartklang, dem dramatisches Zupacken nicht fremd ist.

► Frankfurt: Das Gute im Mozartmenschen

Titus will wirklich gut sein. Anders als die meisten Regiekollegen glaubt Christof Loy weitgehend dem oft vertonten Libretto des Vielschreibers Metastasio. Im dunklen T-Shirt zermartert sich der Herrscher das Hirn, versucht zu verstehen, warum sein Freund Sextus versucht hat, ihn zu ermorden. Die

oft als langweilig beschriebene Rezitative erlangen eine derartige schauspielerische Intensität, dass man keine Note missen möchte. Das liegt vor allem an Mozartspezialist Kurt Streit, der Idealbesetzung für den Titus. Er setzt seinen Tenor so vielschichtig und farbenreich wie gesprochene Sprache ein und hat die zusätzlichen Ausdrucksmöglichkeiten der Musik. Übergangslos wechselt er von zweifelnder Zartheit zu heroischer Härte und wird von dem mit hinreißender Hingabe dirigierenden Paolo Carignani perfekt unterstützt. Die Ensembleleistung ist überragend, die Finnin Jenny Carlstedt bleibt als glaubwürdiger Annio mit den Zügen eines Ghettokids noch nach einigen weiteren Titus-Aufführungen im Gedächtnis. Wie Titus versucht auch dieser Jüngling stets sein Bestes, um die verfahrenere Situation zu entschärfen.

Christof Loy glaubt an das Gute im Mozartmenschen. Nicht einmal am Schluss distanziert er sich eindeutig von den staatstragenden Phrasen des Königs, die in einer Huldigungsoper natürlich nicht fehlen dürfen. Man denkt sich zwar, dass so einfach die Beziehungen nicht mehr zu kitten sind, dafür ist vorher zu viel passiert. Aber ein klares, kritisches Signal – wie in allen anderen Aufführungen – setzt die Regie nicht. Loy inszeniert in Gegen-

wartskostümen einen sehr feinen und präzisen Politthriller von heute. Doch das ist nur die Oberfläche, im Kern arbeitet er werktreu viele Facetten der Charaktere heraus, die in Musik und Libretto angedeutet sind. Der Frankfurter „Titus“ ist spannend, kurzweilig und auf hohem musikalischem Niveau.

► Düsseldorf: Die Milde als Perversion

Auf hohen goldenen Plateauschuhen stakst Titus in Düsseldorf am Ende durch das helle abstrakte Bühnenbild. Er ist ein Popanz, ein eitler Selbstdarsteller, dem die Milde überdeutlich nur Medienfutter ist. Das ist keine Regie-willkür; in Metastasio's Libretto sinniert der Herrscher ganz offen darüber nach, wie er sich der Nachwelt am besten präsentiert. Christof Nel, der Psychoanalytiker unter den Opernregisseuren, führt, anders als sein Vornamensvetter Loy, jede vermeintlich positive Regung auf egoistische Interessen zurück. Beim Tenor Corby Welch wirkt Titus schwach, etwas degeneriert und gerade deshalb gefährlich. Wie er mit dem gefangenen Sextus umgeht, entbehrt jeder Wärme; und wenn er von Gefühlen singt, wirkt das unangenehm, als lausche man den Verführungversuchen eines Triebtäters. Stimmliche Probleme unterstützten bei der Premiere eher unfreiwillig diese Rollengestaltung. Welch kämpfte mit den Höhen, war oft zu leise und schlampete in den Rezitativen.

Doch sonst kommt die Deutsche Oper am Rhein den hohen musikalischen Vorgaben aus Frankfurt sehr nahe. Dirigent Andreas Stoehr geht die Partitur ruppig und rau an, peitscht das Orchester voran, vermeidet Wohlklang, wo es immer möglich ist. Mozarts Musik klingt kämpferisch, schroff, spitzkantig. Dagegen behauptet Natilya Kovalova als liebende Intrigantin Vitellia sich mit warmen Melodiebögen, die dem Belcanto näher sind als der opera

seria. Und Annette Seiltgen ist ein grandioser Sextus, zerrissen bis zur Un-erträglichkeit, wütend verliebt und rasend verzweifelt. Sextus erkennt, dass er zum Spielball der eigenen Leidenschaften und fremder Interessen wurde, will dagegen angehen, alles wieder unter Kontrolle bekommen und – scheitert. Gerade weil Bühnenbild und viele Bewegungen formal-abstrakt bleiben, wird in Düsseldorf besonders spürbar, wie Mozart die festen Gesetze der opera seria aufweicht und manchmal sogar sprengt.

► Münster: Kaiser eines Klonstaates

Fast alle Dirigenten interessieren sich für die Erkenntnisse historischer Aufführungspraxis und versuchen, sie in der eigenen Arbeit fruchtbar zu machen. Rainer Mühlbach geht in Münster einen anderen Weg. Er lässt die Melodien ausspielen, badet sich fast darin, und viele Feinheiten verschwinden in einer dickflüssigen Orchestersauce. Die Rezitative sind stark gekürzt, was wohl daran liegt, dass weder Dirigent noch Regisseur viel mit ihnen anfangen konnten. Intendant Wolfgang Quetes setzt vor allem auf große Bilder und kümmert sich wenig um Details. Viele Ideen haben Potential: Titus wird von einer Armee blonder Sekretärinnen umgeben, die sich ähneln wie Klonne. Am Ende wird er erstochen, seine Milde löst einen Putsch aus und stürzt das Reich ins absolute Chaos. Die kühlen Bühnenbilder von Heinz Balthes sehen zwar gut aus, erfordern aber lange, rumpelige Umbauten. Und Juhan Tralla ist als Titus eine Fehlbesetzung. Sein Spiel ist steif und ohne jede schauspielerische Idee, die Stimme von Schluchzern durchsetzt, wie man sie auch in Werken des 19. Jahrhunderts nicht mehr gern hört. Kraft hat er, aber wenig Gestaltungsfähigkeit. So scheitert das mutige Konzept an zu vielen Kompromissen und fehlender Feinjustierung.

► Braunschweig: Der Weg in die Moderne

Es ist völlig überflüssig, Mozarts Rezitative zu ersetzen, das haben die Aufführungen in Frankfurt, Düsseldorf und Oldenburg bewiesen. Manfred Trojahn hat trotzdem neue geschrieben, die nun am Staatstheater Braunschweig in deutscher Erstaufführung gespielt werden. Zwei musikalische Sphären entstehen. Zu Mozarts vieldeutigen Melodien kontrastiert ein dissonantes Chaos der Gefühle, aus dem sich, erinnernd an Henze und Berg, kantable Gesangsstimmen heraus kristallisieren. Das klingt zunächst spannend, der Effekt verbraucht sich aber im Lauf des Abends, obwohl Dirigent Jonas Alber versucht, die Übergänge organisch zu gestalten.

Titus ist in der Regie von Uwe Schwarz ein Konzernchef im weißen Anzug, die Geschichte spielt in einer heutigen Businesswelt. Die Inszenierung ist schlüssig, leidet aber unter dem Hang, immer noch einen drauf setzen zu müssen. Regietheatermäntchen wie an einer Stange herum schubbelnde Stripmädchen oder ein schwebendes Nashorn lenken bloß ab. Da steht sich ein guter Regisseur selbst im Wege, weil er der eigenen erzählerischen Kraft nicht vertraut.

► Fazit

„La clemenza di Tito“ sollte ab dieser Spielzeit eindeutig rehabilitiert sein und einen Platz im erweiterten Mozartkanon erobern. Das Staatstheater Oldenburg siegt im Vergleich, vor allem aufgrund der lebendigen und intelligenten Inszenierung von Anthony Pilavachi. Die Huldigungsoper bietet so viele musikalische wie inhaltliche Abgründe und Brüche, dass der „Titus“ ausgezeichnet als Parabel für heutige und zeitgeschichtliche Machtspiele taugt. 